

Vorbemerkung

Lisa Krautwald wohnte am Wiesenring in Parchim. Es war im Jahre 2000, als sie mich zu sich bat, weil sie mir ihre Erinnerungen an das Kriegsende in Blievenstorf, ihrem Heimatort, mitteilen wollte. Das sollte nicht in Vergessenheit geraten. Ich sollte ihre Erzählung aufschreiben, aber erst nach ihrem Tode veröffentlichen. Dann überlegte sie es sich offensichtlich doch noch einmal, denn eines Tages fand ich in der Schweriner Volkszeitung einen Artikel zum gleichen Thema, aufgeschrieben von einem Redakteur der Zeitung. Damit hatte sich die Sache für mich vorerst erledigt. Mittlerweile verstarb Lisa Krautwald. Auf ihren Bericht stieß ich beim Durchsehen meines Archives. Die Zeiten veränderten auch die Medienwelt. Den wenigsten dürfte der einst erschienene Zeitungsartikel noch bekannt sein. Hingegen erscheint heute das Internet als eine geeignete Plattform für eine Veröffentlichung, zumal Kriege und Flüchtlingsfrage wieder die Nation bewegen.

Burghard Keuthe, Wulfsahl, 2016

Kriegsende in Blievenstorf

Bericht von Lisa Krautwald, geb. Bahr; Parchim (†)

Unsere Familie wohnte im Büdnerteil von Blievenstorf. Mein Vater handelte mit Kartoffeln und belieferte u.a. Kunden in Neustadt-Glewe und Hamburg. Das waren zum Beispiel die Küchen der Lederwerke und des Flugplatzes. Ich war damals ein junges Mädchen und musste meinen Vater unterstützen. Wenn wir Kartoffeln ausführen, hatte ich mich um die Lieferscheine und die Abrechnungen zu kümmern. So kam ich viel herum. Auf dem Flugplatz in Neustadt war eine Außenstelle der Dornier-Werke von Wismar. Dort mussten auch Frauen vom KZ Ravensbrück arbeiten. Einmal hatte ich ein schlimmes Erlebnis. Wir hielten vor einem der Keller, um die Kartoffeln abzuladen. Mit dem Fuhrwerk nahmen wir fast die gesamte Breite des schmalen Weges ein. Da näherte sich so ein Trupp von etwa zwanzig KZ-Frauen. Sie wurden begleitet von weiblichen Aufseherinnen, die die Frauen ständig anbrüllten und mit Knüppeln schlugen. Die sonst ruhig stehenden Pferde begannen zu tänzeln und mussten vom Fahrer an den Zügeln gehalten werden. Das war ein richtiges Drama. Ich stand entsetzt. Als sich alle am Fuhrwerk vorbeigedrängelt hatten, kam noch eine Aufseherin. Zu der sagte ich: „Mein Gott, dass Sie das können!“ „Das ist mir ganz egal, und wenn ich sie totschiessen muss!“ antwortete die. Mit der Wiegekarte meldete ich mich dann im Büro zur Abrechnung. Die haben mir wohl angesehen, dass etwas nicht in Ordnung war. „Fräulein Bahr, sprechen Sie mit niemandem darüber“ rieten sie mir. Ich war danach etliche Tage krank.

1936 richtete man in Neustadt die Fliegerschule ein. Das Gelände des heutigen Flugplatzes wurde ausgebaut, Bäume gerodet und dergleichen andere Arbeiten vorgenommen. Die Bauarbeiter stammen zum größten Teil aus Bayern, wohl ehemals Arbeitslose. Bei uns zu Hause waren für die Zeit zwei Mann untergebracht. Die gingen dann jeden Tag die zwei Kilometer bis zum Platz zu Fuß zur Arbeit. Die Fliegerschule nannte man dann später „Horst“. Von hier aus wurden im Krieg Einsätze gegen die englischen und amerikanischen Bomber geflogen. Die Flugzeuge standen damals schon nicht mehr auf dem Platz, sondern in Deckungen am Weg nach Wabel. Ein amerikanischer Bomber stürzte in der Nähe von Stolpe ab. Die mit dem Fallschirm abgesprungene Besatzung nahm man gefangen und führten sie in Richtung Stolpe ab. Wo das Flugzeug heruntergefallen war, konnte man noch lange ein riesiges Loch und Blechteile sehen. Der Flugplatz wurde auch angegriffen und bombardiert. Ringsum hatte die Wehrmacht Flak aufgestellt. Viele der Blievenstorfer legten deshalb in den Gärten hinter dem Haus Splittergräben an oder bauten Unterstände. In Blievenstorf waren damals gerade viele Ausgebombte aus dem Ruhrgebiet. Meine Schwester, die in Westfalen lebte, und ihre Kinder weilten auch gerade im Dorf, als die Bombardierung begann. Das rumste auf einmal, dass die Tassen aus dem Schrank sprangen. Wir rannten hinaus in die Gräben. Eine Bombe war neben dem Unterstand unserer Nachbarin explodiert. Unsere Scheune wurde von den Splintern regelrecht durchsiebt. Die Bombardierung zog sich dann zur Kuhkoppel am Weg nach Muchow hin.

Ab und zu stürzte auch ein Flugzeug der Fliegerschule ab. An einen Fall erinnere ich mich sehr genau. Das war noch vor dem Krieg. Wir waren mit der Herstellung von Pfefferkuchen beschäftigt. Die Pfefferkuchen wurden von uns zu Hause in großen Mengen vorgefertigt und vom Bäcker ausgebacken. Sie sollten schließlich eine Weile reichen. Als wir sie zum Bäcker brachten, hörten wir einen lauten Knall. Keine dreihundert Meter neben dem Dorf war ein Flugzeug aufgeschlagen. Der Pilot, ein junger Leutnant, verbrannte bis zur Unkenntlichkeit. Wir konnten ihm nicht helfen. Die Eltern des Piloten kamen nach Neustadt. Ein Kamerad des Piloten veräußerte die persönlichen Gegenstände des Verunglückten, die die Eltern nicht haben wollten. So kamen wir in den Besitz eines Autos „Dixi“. Wir hatten aber nicht lange daran Freude. Der Krieg brach aus und der PKW wurde eingezogen.

Während des Krieges hatten wir einen Fremdarbeiter auf dem Hof. Semen hieß er. Er war Pole und mußte ein „P“ auf der Kleidung tragen. Die Nachbarsleute hatten auch einen, Joseph. Semen aß bei uns mit am Tisch. Wir wussten, das war verboten. Der Bürgermeister hatte das mitbekommen und Vater zur Rede gestellt. Der aber sagte: „Wer mit mir arbeitet, isst bei mir am Tisch!“ Es ist aber nichts nachgekommen. Unsere Nachbarn

erhielten eines Tages vom Arbeitsamt die Benachrichtigung, dass sie noch einen Polen abholen sollten. Er wurde zugeteilt, da half kein Sträuben. Vater sagte, dass er dann zu uns kommen sollte. Er fuhr mit dem Fahrrad nach Ludwigslust, um ihn in Empfang zu nehmen. Das war noch ein Junge, erst 15 Jahre alt. Wallek hieß er und sprach kein Deutsch. Dann kam Joseph vorbei, um nach dem neu zugekommenen Landsmann zu schauen. Doch die fielen sich auf einmal in die Arme und Joseph schluchzte wie ein Kind: „Das ist mein Sohn!“ Der schwächliche Wallek wurde Hüteljunge in Blievenstorf.

Gegen Kriegsende begannen Trecks durch das Dorf zu ziehen. Manchmal bewegten sie sich in Zweierreihen an unserem Hof vorbei in Richtung Klein Laasch. Nach und nach nahmen wir acht Flüchtlinge auf. Vater hatte vom Flugplatz Pritschen geholt und die im Haus aufgestellt. Darauf schliefen sie. Essen wurde mehr gekocht, als wir brauchten und trotzdem blieb nichts übrig. Täglich waren das bestimmt 15 Portionen. Immer mehr Soldaten zogen durch das Dorf. Manche blieben, auch auf unserem Hof. Es hieß, dass die Russen bald da sind. Mein Vater schlachtete mit den Soldaten zwei Schweine. Sie sollten den Russen nicht in die Hände fallen. Der größte Teil des Fleisches wurde versteckt. Vor dem Gemeindehaus, damals war es das HJ-Heim, trafen sich die Jugendlichen, um den Soldaten zuzusehen. Sie hatten ihre Gewehre zu einem großen Haufen geschichtet. Da kam ein Jeep mit Amis angefahren. Der hielt vor dem Gemeindehaus. Wir hatten alle große Angst vor den Russen. Dass die Amis eher da waren, war eine riesengroße Erleichterung. Wir liefen nach Hause, um das den Eltern mitzuteilen. Die Amis fuhren aber wieder ab, SS kam ins Dorf. Am nächsten Morgen, es war so gegen halb zehn, wurden die Blievenstorfer vom Bürgermeister aufgerufen, das Dorf zu verlassen. Die Postfrau hatte einen Anruf von ihrer Kollegin aus Groß Godems erhalten, dass sich die Russen dort in Marsch gesetzt hatten. Sie informierte uns per Telefon und fragte, was wir machen. Wir wollten weg aus Blievenstorf. Die SS und der Bürgermeister entschlossen sich, das Dorf zu verteidigen. Es zogen immer noch Trecks durch den Ort. Unser Hof war voll von Menschen. Wir spannten unsere Pferde vor einen Wagen. Mein Schwager und seine Frau, meine Mutter und Semen fuhren vom Hof in den Treck hinein. Ich wollte ihnen etwas später mit dem Fahrrad folgen. Wir nahmen nicht viel mit. Wir wollten ja gegen Abend wieder zurück sein. Großvater war krank. Er blieb im Haus. Auch mein Vater wollte nicht weg.

Kurz vor Groß Laasch holte ich unser Fuhrwerk ein. Wenn man erst einmal im Treck war, gab es kaum eine andere Möglichkeit, als immer mitzurollen. Gegen Abend waren wir weiter, als wir ursprünglich wollten. Die Nacht verbrachten wir auf freiem Feld. Damals wussten wir nicht, dass die Russen und Amerikaner die Elbe als Demarkationslinie vorgesehen hatten. Am nächsten Morgen zogen wir weiter. Der Treck rollte bis nach Neuhaus an der Elbe. Dort war das Übersetzen im vollen Gange. Über den Fluss wollten wir aber nun doch nicht. Wir scherten aus dem Treck aus. Wir kamen auf ein Gut bei Lübbtheen. Dort spannten wir aus und übernachteten. Essen gab es aus einer Gulaschkanone von den Amerikanern, oder waren das die Engländer? Dann hieß es: „Die Mädchen in die Scheune!“ Meine Schwester und ich übernachteten dort auf Strohbällen. Die älteren hatten wohl Übergriffe der Alliierten befürchtet. Bei Pritzier wurden wir von Semen getrennt. Er galt als Ausländer. Wir erfuhren später, daß er in ein Auffanglager in den Harz kam. Von dort schrieb er uns später noch einmal. Er hatte für sich in unserem Garten Tabak angebaut und von dem wollte er etwas geschickt bekommen. Dann hörten wir nie wieder etwas von ihm. Schließlich kamen wir in Techentin an. Wir wurden mit vielen anderen in einer Scheune untergebracht und aus einer Gulaschkanone verpflegt. Meistens wurde Pferdefleisch verarbeitet. Mutter konnte englisch und wurde als Dolmetscherin bei der Militärpolizei gebraucht. Irgendwie erhielten wir Nachricht vom Vater, dass es ihm gut gehe. Mutter sollte nach Hause kommen, die Töchter aber bleiben, wo sie waren. Meine Mutter kehrte sofort zurück. Wir blieben noch in Techentin, bis die Russen Ludwigslust übernahmen. Jetzt wollten wir auch los. Mein Schwager hielt es aber für besser, noch zu warten. Mit einem Soldaten, der aus Berlin stammte, zog ich nach Hause. Ursprünglich wollten wir die Straße entlang nach Neustadt-Glewe. Auf der Höhe von Groß Laasch kamen uns welche entgegen, die riefen uns zu: „Geht zurück!“ Dann fielen auch schon Schüsse. Wir wurden von Russen einkassiert. In der Gaststätte von Groß Laasch sammelten die Russen alle, die sie auf der Straße habhaft wurden. Nachmittags stellten sie uns zu einer Kolonne zusammen. Zu Fuß ging es nach Grabow. Dort wurden wir registriert. Mein Bekannter aus Berlin war noch bei mir. In Grabow trennte man uns aber. Ich sagte zwar, daß wir verheiratet wären, es half aber nichts. Ein paar Stunden danach holte mich ein Soldat zum Verhör. Sie fragten mich woher ich wäre, warum ich wegelaufen bin und dergleichen. Dann entließen sie mich. Ich sollte nach Hause gehen. „Und mein Mann?“ fragte ich. Allein nach Blievenstorf zu gehen hatte ich viel zu sehr Angst. „Dein Mann Soldat!“ entgegneten sie mir. „Gewesen!“ sagte ich. „Jetzt Knie kaputt! Kein Soldat!“ Er wurde geholt und eindringlich befragt. Aber offensichtlich fiel das zu unseren Gunsten aus. Er durfte mit mir gehen. Noch einmal wollte ich nicht weggefangen werden. Ich wählte den Weg über Hechtsforthschleuse, um nach Blievenstorf zu kommen. Nach einer Weile wieder Schüsse. Russen waren auf der anderen Seite der Elbe. Wir sollten hinüber kommen. Doch wir schlugen uns in die Büsche und entkamen. Mein Begleiter konnte nun auf Grund seiner Kriegsverletzung wirklich schlecht gehen. Er fragte immer wieder, ob wir nicht bald da wären. Wir erreichten ungeschoren Wabel. Es dunkelte schon, als wir uns Blievenstorf näherten. Unser Hof lag nicht weit vom Ortsausgang am Weg nach Wabel. Wir brauchten also nicht durch das ganze Dorf, zumal wir nicht wussten, was dort geschah. Durch die Gärten schlichen wir uns ins Haus. Acht Tage später folgte mein Schwager mit dem Fuhrwerk. Das war schon im Juni. Wir waren wieder alle zusammen. Heil und lebendig überstanden wir das Kriegsende. Mehr Forderungen konnte man damals eigentlich gar nicht haben. Die Masse der Russen hatte Blievenstorf schon verlassen. Meine Aussteuer war auch fort. Über dem Hoftor prangte

ein riesiger Sowjetstern. Die Russen hatten auf dem Hof eine Reparaturwerkstatt für ihre Panzer eingerichtet. Für Vater war das von Glück gewesen. Die Techniker waren doch kultivierter als die einfachen Soldaten und wussten sich zu benehmen. Er musste aber das Haus verlassen und im Stall in der Kuhkrippe schlafen. Die Russen verpflegten ihn und unseren kranken Großvater. Weil unser Hof so geräumig war, hielten sie meinem Vater öfter vor, dass er Kapitalist wäre. Sie taten ihm aber nichts. Mein Vater erzählte uns, wie er den Einmarsch der Russen erlebte. Die SS verschanzte sich am Dorfrand, dazu kam noch eine Menge anderer Soldaten, die auf ihrem Rückzug im Ort halt gemacht hatten und nun zum Kampf eingesetzt wurden. Als die Schießerei los ging, flüchtete mein Vater durch den Garten aufs Feld. Die Deutschen schossen mehrere sowjetische Panzer ab. Die Russen schossen ins Dorf. Zehn bis zwölf Häuser brannten ab, ein Teil am Friedhof, der andere am Ortsausgang in Richtung Neustadt. Dann zog sich die SS zurück. Als Vater durch den Garten zurück wollte, lagen da zwei tote deutsche Soldaten. Er nahm ihnen die Erkennungsmarken ab. Der eine stammte aus Hamburg, der andere aus dem Rheinland. Sie wurden auf dem Blievenstorfer Friedhof bestattet. Am Spritzenhaus stand noch lange einer der abgeschossenen Panzer. Die Russen richteten in Blievenstorf eine Kommandantur ein. Der Bürgermeister wurde verhaftet. Man brachte ihn nach Fünfeichen bei Neubrandenburg. Dort kam er um. Der größte Teil der Russen richtete sich im Wald in Unterständen ein. Da hausten sie noch im Juni. Bei uns waren welche im Haus wegen der Reparaturwerkstatt. Außerdem nutzten sie unsere Wohnstube als Besprechungsraum. Die musste dafür ständig bereitgehalten werden. Als mein Vater nach dem Einmarsch der Russen das erste Mal wieder im Haus war, traf er in der Küche auf Russen. Sie tranken und erzählten lautstark. Vor ihnen auf dem Fußboden saß Wallek, der polnische Hütejunge, und war betrunken. Als ihn mein Vater sah, raunte er zu ihm: „Wallek, so etwas macht man nicht!“ Aber es war doch schon zu spät. Zumindest muss Wallek den Russen Gutes über meinen Vater erzählt haben. Er durfte seitdem ins Haus und wurde mit ernährt. Mein Vater musste zum Kommandeur. Den ärgerte, dass seine Leute auf dem Klavier herumklimperten und nichts darauf zustande brachten. Er sollte das Klavier zunageln. Als wir dann wieder alle nach und nach eintrafen, normalisierte sich das Leben auf dem Hof. Auszustehen hatten wir dort nichts. Im Gegenteil, die Russen unterstützten uns mit Lebensmitteln, wenn wir nichts zu essen hatten. Mit dem Abzug der russischen Truppen stellte auch die Reparaturwerkstatt ihre Arbeit ein. Unser Leben normalisierte sich wieder.